

REINHOLD BOSCHKI

Elie Wiesel

Ein Leben gegen das Vergessen
Erinnerungen eines Weggefährten

Patmos Verlag



Reinhold Boschki als Student bei Elie Wiesel, 1988.

Inhalt

- Gemeinsame Augenblicke 7
- Herkunft und Kindheit Elie Wiesels 19
- Das »Königreich der Nacht« 25
- Ein neuer Anfang 33
- Eine Schiffsreise mit Wirkungsgeschichte 41
- Zurück zu den Wurzeln 51
- Mein Lehrer 59
- Schreiben gegen die Verzweiflung 67
- Und Gott in alldem? 75
- Und der Mensch in alldem? 83
- Die scheiternden Helden 91
- Eine Stunde länger in Würde leben 99

Elie Wiesel in Deutschland, Österreich und der Schweiz	105
Erinnerung – Fluch und Segen zugleich	113
Mit offenem Herzen	119
Und trotzdem! – Das Vermächtnis	127
Begegnungen mit Elie Wiesel (Fotografien)	134
Kurzbiografie	137
Werke Elie Wiesels	141
Anmerkungen	146
Personenregister	153
Zum Autor	157

Gemeinsame Augenblicke

Er begleitete mich – wie immer – zum Aufzug. Eine besonders lange Umarmung, ein, wie stets, etwas melancholisches, aber von Herzen kommendes Lächeln. Die Aufzugtüren schließen sich. Sicher spürte Elie Wiesel ebenso wie ich: Es war der letzte gemeinsame Augen-Blick.

Unser erster Augenblick kommt mir in den Sinn: Wenige Monate bevor Elie Wiesel im Jahr 1986 den Friedensnobelpreis verliehen bekam, war er bei einer Tagung in Deutschland. Sein langjähriger Freund und Begleiter, der damals in Heidelberg lehrende Alttestamentler Rolf Rendtorff, hatte in der Evangelischen Akademie Loccum bei Hannover eine Zusammenkunft organisiert, deren einziger Inhalt die Begegnung mit Elie Wiesel war.¹ Die Tagung war nicht öffentlich, nur etwa 120 geladene Gäste hatten Zugang. Professoren, Journalistinnen, Politiker sowie Verantwortliche im Bereich der Bildung. Unter anderem war der damalige Botschafter Israels in Deutschland Avi Primor mit seinen Bodyguards anwesend, außerdem Heinz Westphal, zu jener Zeit Vizepräsident des Deutschen Bundestages, die Theologen Michael Brocke, Martin Stöhr, Siegfried von Kortzfleisch und viele mehr.

Auch mein christlich-theologischer Lehrer, der damals an der Universität Münster lehrende Fundamentaltheologe Johann Baptist Metz, gehörte zu den geladenen Gästen. Und schließlich ein junger Theologiestudent, den kein Mensch kannte: Wie kam ich auf die Gästeliste? Metz hatte einige Wochen vor der Begegnung mit dem inzwischen weltbekannten Auschwitz-Überlebenden Wiesel in seiner Vorlesung über die Möglichkeit beziehungsweise Unmöglichkeit einer christlichen »Theologie nach Auschwitz« nachgedacht. Kann man nach Auschwitz einfach so weiterglauben? Den gütigen Gott verehren, der in Jesus Christus die Welt erlöst, gar den Tod überwunden hat? Auf die schon begonnene Zeit der Erlösung, das Reich Gottes, hoffen, das unmittelbar vor der Tür steht? Hat das Christentum, das mit seiner langen Wirkungsgeschichte der Judenfeindschaft und des Antijudaismus zum Entstehen des modernen Rassenantisemitismus beigetragen hat, mit dem der Weg nach Auschwitz vorgezeichnet war, hat dieses Christentum nicht seine Unschuld endgültig verloren? Gibt es einen Weg, trotz allem, trotz der Gaskammern und des massenhaften Mordens, an den biblischen Gott der Verheißung, der Liebe und der Versöhnung zu glauben? Hoffnung zu haben – trotz allem und allem zum Trotz?

Man merkte es unserem Lehrer an, dass er mit diesen Fragen rang und bis heute ringt. Johann Baptist Metz wurde in seinen Vorlesungen nicht müde, fast gebetsmühenhaft den Satz zu wiederholen, der mir später zur

Grundlage einer ganz anderen Art Theologie zu treiben, wurde: »Wir Christen kommen niemals mehr hinter Auschwitz zurück; über Auschwitz hinaus aber kommen wir, genau besehen, nicht mehr allein, sondern nur noch mit den Opfern von Auschwitz.«²

Eine Theologie zu treiben und einen Gottesglauben zu entwickeln, die nicht über die Schicksale der Opfer hinweggehen, sondern angesichts ihres Leidensweges, angesichts ihrer Biografien, ihrer Lebens- und Todesgeschichten versuchen, den Glauben zu leben – dies wurde mir im Laufe meiner Studien immer wichtiger, insbesondere nach den Begegnungen mit Metz und Wiesel. Es ist eine Theologie der Begegnung und des interreligiösen Austauschs, die den Anderen, den Andersgläubenden und Anderslebenden, Raum gibt, auf sie hört, sich durch sie bereichern und verändern lässt. »Ich glaube nicht an Zufall, ich glaube an Begegnung«, sagte Elie Wiesel mehrfach in unseren Gesprächen. Die Begegnung öffnet einen Raum zwischen Ich und Du, wie Martin Buber schreibt, einen Raum, der größer ist als eins plus eins, der über die zwei, die sich begegnen, hinausweist.

Lange bevor ich meine beiden Lehrer, Metz und Wiesel, persönlich kennenlernte, saßen wir eines Tages am Mensatisch der Uni Tübingen. Wir Studierenden waren Anfang der 1980er-Jahre hoch politisiert. Nicht so wild und überschießend wie in den späten 1960er- oder 70er-Jahren. Jede Form von Gewalt lehnten wir strikt ab. Wir setzten auf friedliche Demos, auf gewaltfreien Widerstand, Sitzblockaden vor den Kasernen, in denen

amerikanische Atomraketen gelagert waren, oder vor Atomreaktoren. Unser Weg war der der sanften Revolution. Ein unbändiger Idealismus suchte uns heim. Als Theologiestudierende wollten wir die Welt, die Kirche, den Menschen verändern – vielleicht sogar Gott, zumindest das menschliche Bild von ihm. Wir glaubten nicht mehr an den allgegenwärtigen, himmlischen Patriarchen, der uns noch in der Erziehung verkündet und mit dem uns gedroht wurde, der im Himmel saß, um die Menschen tagaus, tagein zu beobachten, ihre Sünden zu registrieren und zu bestrafen. Den *Big-brother-is-watching-you*-Gott hatten wir längst verabschiedet. Und mit ihm den Gott, der mit den Herrschenden gemeinsame Sache macht. Stattdessen glaubten wir an den Gott der Befreiung, an die »Option für die Armen«, wie es damals erstmals aus Lateinamerika zu hören war, den Gott der kleinen Leute. Den Gott, der auf der Seite der Opfer steht, der Besiegten und Verlierer. Und deshalb wollten wir uns als Gottgläubende ebenfalls auf die Seite der Opfer stellen. Nein, wir *wollten* es nicht, wir *mussten*. Wir empfanden es als heilige Pflicht, unsere Solidarität mit den Zu-kurz-Gekommenen zu erklären und entsprechend zu handeln.

Kurzum, als junge Deutsche war uns sonnenklar, dass wir die Mörder von Auschwitz verurteilen und die Mechanismen, die zu Auschwitz führten, entlarven *mussten*, dass wir die Verantwortung aus der Geschichte übernehmen und im Hier und Jetzt eine bessere Welt schaffen *mussten*.

Über diese und unzählige ähnliche Fragen und Probleme hatten wir fast täglich mit Leidenschaft diskutiert – in jedem Fall auch an jenem Tag am Mittagstisch in der Mensa. Ich weiß es nicht mehr genau, aber vielleicht hatten wir zuvor die Vorlesung bei einem unserer erzkonservativen Professoren für Kirchengeschichte oder bei einem der gemäßigten, aber doch sehr traditionellen Dogmatiker gehört. Oft waren wir dadurch angeregt, uns eigene, ganz andere Gedanken zu machen. Aber ich weiß es noch wie heute, dass einer der Gesprächspartner plötzlich sagte: »Wenn dich Auschwitz so sehr bewegt, lies doch einmal das Buch *Nacht* von Elie Wiesel. Es ist die Geschichte von einem jüdischen Jungen und seinem Gott in den Todeslagern der Nazis.« Elie Wiesel? Nie gehört, sagte ich! Aber irgendetwas zog mich wie magisch an.

Gegenüber, auf der anderen Straßenseite der Tübinger Mensa, liegt bis heute die ehrwürdige Universitätsbibliothek mit mehr als einer Million Bänden. Nach dem Essen ging ich hinüber, bestellte das Buch *Nacht* von Elie Wiesel und bekam am nächsten Tag das erste Exemplar des Autors in die Hand, mit dem mein Leben fortan so eng verbunden sein sollte. Hätte ich dies damals auch nur im Leisesten geahnt?

Zurück in meiner kleinen Studentenbude mit schrägen Wänden unterm Dach begann ich zu lesen. Die ersten Seiten, die ersten Erfahrungen, Wiesels Kindheit vor der Deportation in die Lager. Der kleine jüdische Junge, der in dem Küster der Synagoge, dem geheim-

nisvollen Mosche, einen Weggefährten und Lehrer fand, musste miterleben, wie Mosche zusammen mit den anderen ausländischen Juden als Erster deportiert wurde. Er sollte mit der ganzen Gruppe der Gefangenen in den Wäldern Galiziens erschossen werden, doch überlebte er wie durch ein Wunder. Irgendwie gelang es ihm, nach Sighet, in die Heimatstadt Elie Wiesels, zurückzukehren – ein Bote der Toten. Doch niemand glaubte ihm seine Geschichte. Mosche ist der Erste von vielen gescheiterten Helden im Gesamtwerk Elie Wiesels – beschrieben auf den ersten Seiten des Buches *Nacht*. Ich war beim Lesen wie gefesselt. Nie hatte mich ein Buch tiefer bewegt. Immer wieder musste ich die Buchdeckel schließen, es fiel mir schwer umzublättern. Manchmal gelang es mir nur, eine Seite am Tag zu lesen. Ich war erschüttert und mit mir meine ganze Theologie. Wie naiv war ich doch! Der gütige Gott – eine Illusion? Das Gute im Menschen – ein fataler Irrtum? Die Beziehung zu Gott, die Gebete voll Zuversicht und Hoffnung – all das, was ich von Kindesbeinen an für wahr und richtig und wichtig geglaubt hatte, all dies zerbrach in Scherben wie ein Glas, das auf den steinharten Küchenboden fällt und in tausend Stücke zerbricht. Unmöglich, die Stücke wieder aufzusammeln, sie zusammzusetzen, unmöglich, alle Teile zu finden und zu einem einheitlichen Ganzen zu fügen. Zerbrochen ist zerbrochen. Der erste wahrhaft tiefe Bruch in meinem Leben. (Genauer gesagt, der zweite, doch davon später.)

Jedenfalls las ich das Buch *Nacht* zu Ende und stellte daraufhin meinen Lebensweg, mein Theologiestudium, meinen Wunsch, in der Kirche für andere Menschen zu arbeiten, grundsätzlich in Frage.

Ich las das zweite und das dritte Buch von Elie Wiesel, die in dem Band, den ich aus der Bibliothek erwarb, integriert waren, eine Trilogie. Ein kleiner Sammelband der ersten drei Werke des Überlebenden mit dem Titel *Die Nacht zu begraben, Elischä*, der bis heute in vielen Sprachen erhältlich ist. Enthalten ist, wie gesagt, das Buch *Nacht*, Wiesels autobiografischer Bericht über seine Kindheit und die Zeit als Jugendlicher mit fünfzehn, sechzehn Jahren in den Todeslagern. Es umfasst gerade einmal 150 Seiten und sollte zu einem der wichtigsten Zeugnisse der Geschichte des 20. Jahrhunderts werden. Dann sein erster, kleiner Roman *Morgengrauen* und sein zweiter Roman *Tag* – alles zusammen nur etwa 400 Seiten. Verglichen mit den Hauptwerken der Weltliteratur sind die drei Bücher im Umfang äußerst bescheiden, in der Wirkungsgeschichte jedoch enorm: für die Diskussion um den *Holocaust* und eine gesellschaftliche »Kultur der Erinnerung« im Allgemeinen, aber auch ganz persönlich für mich und meine eigene Biografie.

Die Problematik des Sammelbandes wurde mir erst viel später klar: Es vereint einen Tatsachenbericht – *Nacht* – und zwei Romane. Die Leserinnen und Leser könnten eines Tages meinen, alles ist frei erfunden, sowohl die Erzählungen von Auschwitz wie die fiktiven

Geschichten der Romane. Doch es war nicht die Entscheidung Wiesels, sondern der Verlage, was in meinen Augen eine Fehlentscheidung war.

Anschließend las ich das vierte Buch, bis heute mein Lieblingsbuch von Wiesel, *Gezeiten des Schweigens*, schließlich das fünfte, eine Kollektion der frühen Essays mit dem Titel *Gesang der Toten* – und so weiter. Schließlich hatte ich das zehnte, das zwanzigste Buch von Wiesel verschlungen, ein jedes mit der gleichen Leidenschaft, der gleichen Berührung wie bei der Lektüre des ersten Buches. Bis heute habe ich die mehr als sechzig Bücher Wiesels gelesen und wäre bereit, auch hundert zu lesen, wenn es sie gäbe. Wer weiß, vielleicht gibt es hundert: Das *Elie Wiesel Archive* an der Boston University birgt noch unzählige verborgene Manuskripte ...

Mit dieser Vorgeschichte saß ich also bei Johann Baptist Metz in der Münsteraner Vorlesung, als er im Zuge seiner Reflexionen über Theologie nach Auschwitz eher beiläufig erwähnte, dass er in wenigen Wochen Elie Wiesel bei einer Tagung in Deutschland treffen würde. Mich traf der Schlag! Elie Wiesel in Deutschland – und ich wusste nichts davon! Vor allem gehörte ich keineswegs zu den handverlesenen Teilnehmern. Wie nur konnte ich an ein Ticket kommen? Nach dem Ende der Vorlesung ließ ich alle meine Sachen liegen und rannte wie besessen nach vorn, packte den verdutzten Professor am Kragen und stammelte atemlos: »Herr Professor Metz, ich *muss* Elie Wiesel sehen! Ich habe alle Bücher von ihm gelesen. Er hat mein Leben

verändert. Und meine Theologie! Ich *muss* ihm begegnen!« Metz, etwas irritiert (wahrscheinlich wurde er zum ersten Mal von einem Studenten am Kragen gepackt), sah mich an, trotz allem gefasst und interessiert. Wahrscheinlich erkannte er: Dies ist ein Notfall! Er legte seinen Arm auf seine gutväterliche Weise auf meine Schulter und sagte mit ruhiger Stimme: »Das mache ich für Sie!«

Ein Anruf des bekannten Professors bei der Tagungsstätte, ein Zimmer, das zufällig frei wurde, weil jemand aus Krankheitsgründen absagen musste, eine Notiz der Sekretärin an mich – und ich hatte meine Eintrittskarte zur ansonsten hermetisch verschlossenen Tagung. Meine erste Begegnung, meine ersten Augen-Blicke mit Elie Wiesel.

Es waren in der Tat nur Augen-Blicke, alles war weniger dramatisch, als man meinen könnte. Schüchtern, wie ich war, setzte ich mich stets in die letzte Reihe. Während der ganzen Tagung getraute ich mich nicht, Elie Wiesel persönlich anzusprechen. Doch irgendwie hatte ich das Gefühl, er spräche die ganze Zeit persönlich zu mir. Sein Auftreten: unaufdringlich, bescheiden, eher zurückhaltend, ja, bisweilen fast unsicher wirkend. Kleine Körpergröße, zierlich, schlank, seine Stimme leise, schwach, man musste sich anstrengen, gut zuzuhören, um sein einfaches, nicht ganz akzentfreies Englisch akustisch zu verstehen. Immer wieder schien es mir, als würde er mich anblicken. Ich sah mich um, sicher schaute er jemanden anderen in meiner Nähe an, sah eher zufällig in meine

Richtung. Und doch, vielleicht weil ich der Jüngste war, sprach er nicht von ungefähr persönlich zu mir: »Die Tragödie ist, dass wir uns keine Vorstellung von Auschwitz machen können mit Gott, aber auch nicht ohne Gott.«⁴ »Als Juden können wir mit Gott ringen, gegen ihn aufbegehren, vorausgesetzt, wir bleiben *in* Gott.« »Die Opfer sind mein Problem, die Mörder sind Ihres« – und damit meinte er die nichtjüdischen Deutschen, die Christen, und schließlich auch mich.

Irgendwann im Verlauf der Tagung sagte er eher beiläufig – und wiederum hatte ich das beklemmende Gefühl, er spräche in meine Richtung –, dass er sich immer besonders freue, wenn junge Deutsche an seinen Seminaren an der Boston University teilnahmen. Wiederum traf mich der Schlag, so wie zuvor in der Vorlesung von Metz. Literaturwissenschaftler reden von einem *call for adventure*, wenn eine Romanfigur plötzlich etwas ganz anderes beginnt als das bisher Gewohnte, wenn er oder sie aufbricht zu neuen Ufern, wegzieht, ein neues Leben beginnt, sich auf den Weg macht, um Neues, Unerwartetes, Unvorhergesehenes zu erleben. Ganz so dramatisch war es bei mir nicht, aber ein paar Semester später packte ich meinen Koffer, um an der Boston University zu studieren, bei Elie Wiesel, der als *Professor in the Humanities* im Dreieck zwischen Religion, Literatur und Philosophie einen Lehrstuhl innehatte.

Der erste Augenblick zu zweit war begleitet von einem minutenlangen Schweigen. Ich hatte ihm gesagt,

dass ich nach Boston gekommen sei, nur um bei ihm zu studieren und von ihm zu lernen, und dass ich nichts anderes mitbrächte als mein Schweigen. So saßen wir bei der ersten Begegnung eine ganze Zeit zusammen, für mich eine halbe Ewigkeit, blickten uns in die Augen, oder besser gesagt: er schaute mit einem durchdringenden und gleichwohl verständnisvollen Blick in die meinen, ohne ein Wort zu reden. Es war einer der bis dahin intensivsten Augenblicke meines Lebens. Nach einer schier unendlichen Zeit des Schweigens sagte mir mein künftiger Lehrer: »Reinhold, es ist gut, dass du da bist.« (Das hatte mir bis dahin noch kein Professor gesagt, allenfalls die Eltern in der Kinderstube.) »Wir werden viel Zeit füreinander haben. Der *Talmud* gibt ein wunderschönes Beispiel für die Beziehung zwischen Lehrer und Schüler: Sie gleichen einer Kuh mit ihrem Kalb. Genauso wichtig, wie es für das Kalb ist, die Milch zu saugen, ist es für die Kuh, die Milch abzugeben. Ich bin nichts als ein Lehrer. Genauso viel wie du von mir lernen wirst, werde ich von dir lernen.« Dies sagte ein hochangesehener Universitätsprofessor, weltberühmter Schriftsteller und Friedensnobelpreisträger zu mir, einem unbekanntem Studenten unter Hunderten, einem Nichtjuden, einem katholischen Theologiestudenten aus einem Dorf im Schwarzwald. Diese erste Begegnung zu zweit bewegt mich bis heute.

Es folgten noch viele gemeinsame Augenblicke. Nach meinen ersten Studien im Jahr 1988 und 1989 kehrte ich immer wieder nach Boston zurück – während

meiner Zeit der Promotion über Elie Wiesels Botschaft und Werk, zu Tagungen und Konferenzen, zu persönlichen Interviews, die ich übersetzte und publizierte, zu Symposien anlässlich seines 70. und 80. Geburtstags, bei denen ich eingeladen war, Vorträge zu halten. Ich selbst lud ihn zweimal nach Deutschland ein, wir begegneten uns in Berlin, Stuttgart, Karlsruhe, Davos, Oslo, New York – immer waren die Augenblicke eine Fortsetzung unserer ersten tiefen Begegnung in Stille und Schweigen. Das Schweigen – ein Leitmotiv im Gesamtwerk Elie Wiesels – sollte uns ebenso verbinden wie die Worte und der gemeinsame Kampf gegen das Vergessen.

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten

© 2018 Patmos Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos
in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken und Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Elie Wiesel (2015)

© Win McNamee, Staff / getty images news

Fotografien im Innenteil: Privatarchiv des Autors. Alle Rechte vorbehalten

Satz: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1079-7